**Grundsatzartikel
zur Paid-Content-Debatte**

Na endlich!

**Die große Internet-Debatte
ist nicht nur fällig.
Sie ist überfällig.**

von Bodo Hombach

epd medien vom 19. August 2009

Es sieht aus wie ein Seegefecht unter der Totenkopf-Flagge. Die Piraten haben sich formiert. Die Welt ist zum Plündern freigegeben. Sie nennen es die „Freiheit der Meere“, und es klingt romantisch und wild. Aber nun will sich auch die Handelsflotte aufstellen mit dem langweiligen Ziel: gute Ware gegen gutes Geld. Der Wind bläst aus wechselnden Richtungen. Die Wellen schäumen hoch. Wir leben jedoch im 21. Jahrhundert und nicht im 17. Eine engagierte Debatte ist besser als Kanonen und Enterhaken.

Wo liegt das Problem?

Wer am PC surft, lebt doch in der besten aller Welten. Es gab nichts zu hinterfragen. Das Internet war das Internet. Es existierte und wurde gefeiert als Paradigmenwechsel der Zivilisation und Super-Nova des grenzüberschreitenden Verkehrs. Das große Weltpalaver war endlich möglich, jeder sprach mit jedem, rund um die Uhr, global auf Empfang und auf Sendung. Der Flop des Turmbaus zu Babel war behoben „Jetzt war ihnen zu tun nichts mehr unmöglich.“ (Gen.3.14)

Aber – so ist das mit Räschen – auch dieser hatte bald seinen ersten Kater. Die Dot.com-Blase zerplatzte. Das Web verlor seine Unschuld als gut geölte Gelddruck-Maschine. - Dann fassten sich die Musikproduzenten an den Kopf. Urheberrechte galten nichts mehr. Das 7. Gebot „Du sollst nicht stehlen!“ war nur noch ein Schmarren vom Sina. Klauen wurde zum Breitensport. Die weltweite Tauschbörse erlaubte scheinbar das verlustlose Kopieren, aber „verlustlos“ eben nicht, denn Komponisten und Interpreten, Hersteller und Händler gingen leer aus. - Als nächste rieben sich die Banken und Homebanker die Augen. Mit immer ausgefuchsteren Tricks griffen ferne Beutelschneider in die Taschen ahnungs-loser Kontoinhaber. Durch die poröse Außenhaut des Netzes sickerten Millionen Euros in dunkle Kanäle. - Längst flackerten auch die Alarm-Lampen der Ordnungshüter. Die organisierte Kriminalität, Terrorgruppen und Extremisten gediehen prächtig im anonymen Mulch der Bits und Bytes. Verfassungsschutz und Polizei mussten mühsam ganz neue Fahndungsmethoden buchstabieren. - Und schließlich: Etliche (die Prozentzahl wird zwar veröffentlicht, aber ich mag sie nicht glauben) der Web-Nutzer wollten nicht klüger werden, sondern dümmer. Sie bestehen darauf, dass man an ihre niedersten Instinkte appelliert. Was man sich früher mit hochroten Ohren unter dem Ladentisch eines Rotlichtshops zeigen ließ, ist plötzlich massenhaft verfügbar, für jede Altersstufe und jederzeit. Die abseitigsten Bedürfnisse von Kinderpornografie bis hin zu realen Morden vor laufender Kamera wurden bedient. Manch einem dämmert es, und ihre Zahl wird täglich größer: Die schöne neue Welt ist die alte, nur halt ohne die in Jahrhunderten herbeigelittenen Standards von Höflichkeit, Geschmack und Rücksichtnahme, von Respekt vor der Menschenwürde, dem Eigentum, der Privatsphäre und ohne den Charme der Vergesslichkeit. Vielleicht hatte Erich Kästner doch Recht: „So haben sie mit dem Kopf und dem Mund / den Fortschritt der Menschheit geschaffen. / Doch davon mal abgesehen und / bei Lichte betrachtet sind sie im Grund / noch immer die alten Affen.“

Der jüngste Spiegeltitel hat das Blatt vom Mund genommen und das Problem in bekannter Eloquenz benannt. Der Chef des Springer-Verlages stellte die Frage, ob Printmedien, deren Leser ins Internet abwandern, dort auf Dauer den Online-Journalismus subventionieren können. Die längst überfällige medienpolitische Debatte ist angestoßen. Nach welchen Regeln wird im Internet gespielt? Wie kommen diese zustände, wie werden sie abgesichert und durchgesetzt? Und wie ergeht es den konstitutiven Voraussetzungen der Demokratie und einer freien Bürgergesellschaft, dem sozialen Konsens, dem Wertesystem, dem Selbstwertgefühl der Verfassungsorgane. Und ganz konkret: Wie ergeht es dem professionellen Journalismus, der dies alles erkunden, analysieren, beschreiben und kommentieren soll?

Das Thema liegt in der Luft.

Die Reaktionen, nach Menge und Intensität, auf die öffentlichen Vorstöße des Springer-Verlags und des Spiegel sind ein deutlicher Beleg. Gegenwärtig braucht man nur in diese Richtung zu denken, um schon ins Schwarze zu treffen.

Die Gegner dieses Nachdenkens waren sofort auf dem Plan und zogen geschwind alle Register: Die Neider: „Nichts Neues“, die Nörgler: „Das Konzept fehlt“, die Skeptiker: „Wird wieder nichts“, die Besserwisser: „Gut gemeint, aber chancenlos“, die Schlaun: „So nicht“, die Experten: „Ich habe viel früher schon gesagt...“ waren diesmal besonders eifrig. Sie beweisen nicht immer die Reife ihrer Argumente, aber die Reife der Zeit. Die vorgetragenen Initiativen haben ein Recht, gehört und diskutiert zu werden. Wer eine gute Zukunft für das Internet will, muss sich den ökonomischen Fragen stellen. Er muss es gerade dann tun, wenn er die Frei- und Freiheitsräume des neuen Mediums bewahren will. Diese sind eine der großen Errungenschaften unserer Zeit. Aber Freiheit ist nicht Aarchie. Im Gegenteil. Eltern und Lehrer wissen das: Wer alle Regeln einreißt und keine Ordnungsformen gelten lässt, züchtet ein nörgelndes, aggressives und asoziales Kind. Es tyrannisiert seine Umgebung und zuletzt sich selbst.

Die Gratis-Gewohnheiten im Internet wurden gerade erst eingeübt, und schon gelten sie als unwandelbar und selbstverständlich. Man nutzt ja gern die aus der Zeitung gewohnte Qualität, aber man will sie für lau. Mit anderen Worten: Journalisten, Korrespondenten, Fotografen, Redakteure, Entertainer, Layouter sollen arbeiten, verlässlich und gut, aber sie sollen nicht mehr leben. Stolze Click-Raten machen nicht satt. Nun hört man die üblichen Seufzer: „Zu spät, der Zug ist abgefahren“, „Leider nicht mehr machbar“, „Das geht aber nicht“, „Das haben wir noch nie gemacht“, „Wo kommen wir hin, wenn das alle machen?“. Der Wortschatz der Bedenkenträger aller Zeiten und Kulturkreise ist sich ähnlich. Aber warum soll ein Zug nicht mehr auf die Signale achten oder die falschen Weichen stellen, nur weil er abgefahren ist?

Alles hat seine Zeit. „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“ Leider haben auch die Frühdenker und Visionäre des kollektiven Bewusstseins von Morgen und Übermorgen ihre Sorgen und Mühen. Aber nach ihnen werden später Schulen und Straßen benannt.

Es geht nicht um die Ökonomisierung des Web, sondern um Qualitätssicherung. Diese ist nicht zum Nulltarif zu haben und bliebe bei fortdauernder Kannibalisierung der Produzenten auf der Strecke. Wenn Professionalität und geistige Leistung nicht refinanzierbar werden, kann der Internet-Journalismus nur verkommen, denn von nichts kommt nichts. Hier darf man dem Volksmund aufs Wort glauben. Er verkommt auch, wenn er ausschließlich die Werbebanner schwingt. Dann verheddert er sich nämlich in den Abhängigkeiten, die überall ihre Tentakeln ausstrecken. Und ein tapsiger Laienjournalismus, der immer nur sich selber sendet, ist die Lebenszeit nicht wert, die man ihm widmet.

Ohne unabhängigen, glaubwürdigen, investigativen Journalismus, der den Mächtigen auf die Finger sieht und den Pusch am Bau der Gesellschaft enthüllen kann, ist eine freie und offene Bürgergesellschaft nicht denkbar. Ohne gestandene Medienunternehmen, die sich die Qualitätssicherung ihrer Produkte etwas kosten lassen und im Konfliktfall den Pressuregroups kompetent und gelassen Paroli bieten, kann unsere Demokratie nicht funktionieren. Das müsste man sogar den Wehe-Rufern vermitteln können. Piraten schlachten nicht die Henne, von der sie sich goldene Eier versprechen. Ein Journalismus, der nichts kosten darf, ist zu teuer bezahlt.

Auch eine Frontstellung zwischen alten und neuen Medien führt nicht weiter, sondern bremst beide Seiten aus. Wie der Journalismus lernte (und immer wieder lernen muss), sich professionell und ethisch aufzurüsten, so werden auch im Internet Unabhängigkeit, Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit unverzichtbare Tugenden sein und müssen sich „by doing“ immer neu erweisen. Das ist ein hohes Gut. Es ist aber auch Menschenwerk und verlangt fairen Lohn.

Man muss sich nicht schon einig sein, aber es braucht ein gemeinsames Problembewusstsein. Wer sich davor ängstigt, findet Argumente. Wer sich dem stellt, findet Wege. Die neuerlich gern gestellte Totschlagfrage nach dem „Businessmodell“ ist kontraproduktiv. Sie kann das offenkundige Dilemma des Status quo und keine der bisher gewonnenen Einsichten vom Tisch fegen. Verlage, die hier Hals über Kopf ins Konkrete flüchten, segeln in wechselhaftes Wetter und müssen am Steuerruder mit deutschen Kartellbeamten rangeln, noch bevor der Kurs bestimmt wurde und vernünftige Karten auf dem Messtisch liegen.

Viel eher ist es Sache der Verbände, diese Debatte medienpolitisch und sehr grundsätzlich aufzuziehen. Verleger Hubert Burda z. B. hat die Internet-Trends aufmerksam verfolgt. Er ist in dieser Frage besonders aktiv und informiert und könnte den VDZ auf das Spielfeld führen. Eins ist allerdings klar, Einzelinitiativen werden scheitern, wenn sie die Erfolgs-Chancen möglicher Bündnisse vergeuden.

Auch der Gesetzgeber, und am besten dann gleich der europäische, kann bei der Suche nach einer zukunftsfähigen Internet-Charta nur in Teilbereichen mitwirken. Die bisherige Medienpolitik hat ihren Namen auf diesem Sektor noch nicht verdient. Zwar sind die klassischen Medien beliebtes Tummelfeld der Parteien, und diese haben fleißig debattiert und geregelt, dem eigentlichen und dramatisch dringlichen Aufgabenfeld, dem Internet, seinen Inhalten und vor allem seinen Wirkungen, stehen sie jedoch sprach- und tatenlos gegenüber. Kaum irgendwo sonst zeigt sich so deutlich die Trägheit und Antiquiertheit der politischen Apparate und ihrer Instrumente. Parteipolitiker hüpfen zwar gern als Korken auf den Medienwellen. Sie wollen parteipolitisch punkten und sonnen sich gern in der nächstgelegenen Kamera. Wo sie sich jedoch in Strukturfragen einmischen, stehen sie sich gegenseitig auf den Füßen und langen häufig daneben, erst recht, wenn ihre halbwüchsigen Kinder mehr von der Materie wissen als sie. Deshalb klare Ansage: Die Initiativen müssen aus den Medien und aus dem Netz selber kommen. Das ist der kürzere Weg, und dann reden diejenigen miteinander, die sich vieles zu sagen haben.

Der Problemdruck ist groß. Die Phase der Aufschreie ist fast schon vorbei, und dann gibt es mehr Atemluft für Überlegungen und Argumente. Gegenseitiges Verteufeln führt in die gemeinsame Hölle. Der weitaus intelligentere Weg ist: Nachdenken, Debattieren und die Suche nach besseren Lösungen. Die schlechtere haben wir schon. Es ist die schleichende Vernichtung des Gutes, das man auf Dauer verteilen und nutzen möchte. Wer hier auf Fortschritt dringt, hat gute Argumente. Er kann mit einer zunehmend konsensfähigen Analyse rechnen. Eine gedeihliche Entwicklung wird möglich durch Überfluss an Alternativen. Dann kann man nämlich die (vielleicht) bessere wählen, und wenn es die falsche war, sind noch andere im Köcher.

Die Indianer der Westküste Nordamerikas und Kanadas – wo ich gerade bin und Urlaub mache – hatten einen merkwürdigen Brauch. Einmal im Jahr feierten sie das sogenannte Potlach-Fest. An diesem Tag hatte jedes Stammesmitglied das Recht, in die Häuser der Nachbarn einzudringen und alles wegzuschleppen, was es brauchen konnte oder was ihm gefiel. Der überfallene Nachbar hatte aber das gleiche Recht und bediente sich seinerseits nach Herzenslust. Das fröhliche Ignorieren aller Eigentumsrechte erinnerte jeden an die

Flüchtigkeit irdischen Besitzes und durchmischte sämtliches Eigentum. Eine besitzende Klasse konnte sich nicht herausbilden. Das Fest war die große Reset-Taste, die alles wieder auf Null bzw. die „werksseitigen“ Daten der Schöpfung setzte. Am Abend war im Grunde alles wieder beim Alten.

Das Potlach-Fest ist vergangen, vermutlich unter dem Einfluss besitzwütiger Puritaner, aber nun haben wir das Internet. Seine Schätze sollen allen gehören. Sie sollen aber erhalten bleiben und ihren Wert bewahren. Diese Eigenschaft ist in Gefahr. Suchen wir also nach Alternativen! Wenn nicht jetzt, wann dann?